

PROLOG

Eine eigenartige Stimmung lag in der Luft. Graue Wolken verdunkelten den ohnehin trüben Nachmittagshimmel, aber im Park wehte nicht ein Lüftchen.

Ich blieb stehen, um auszuschnaufen, suchte dabei mit den Augen die Grünflächen ab, die durch einzelne Haselnussstauden unterbrochen wurden, konnte aber nichts Verdächtiges entdecken.

Der Park war menschenleer. Und es war ungewöhnlich still. Außer dem Kies, der unter meinen Schuhen knirschte, und meinem heftigen Atem vernahm ich nichts. Ohne es zu merken, war ich die letzten Kilometer viel zu schnell gerannt. Genauer gesagt seit der Brücke unten am Fluss, wo mich zum ersten Mal das Gefühl überkommen war, nicht alleine zu sein.

Eine Schweißperle lief mir übers Gesicht. Obwohl mir eigentlich heiß hätte sein sollen, fröstelte es mich. Ich zog mir die Weste über, die ich mir um die Hüften gebunden hatte, dann lief ich weiter.

Es gab keinen Grund für mein Unbehagen, sagte ich mir. Er wusste nicht, wo ich war. Er konnte es gar nicht wissen.

Und wenn doch?

Im Laufen sah ich mich noch einmal um, schüttelte dann den Gedanken von mir. Bestimmt war es meine Psyche, die mir einen Streich spielte. Vielleicht war ich es, die nun durchzudrehen drohte. Vielleicht sollte ich doch Dr. Lindners Angebot annehmen, und ein paar Therapiestunden bei ihm in Anspruch nehmen. Vielleicht würde es mir gut tun.

Ich kam zu einer Parkbank am Ufer des Ententeichs. Nicht eine Welle trübte die Wasseroberfläche. Die zunehmend kahler werdenden Buchen, die das Ufer säumten, spiegelten sich in einer Klarheit im Wasser, die ich an jedem anderen Tag wohl als atemberaubend empfunden hätte. Heute aber ließ sie mich schauern.

Ich setzte mich, versuchte, an etwas anderes zu denken, aber es gelang mir nicht recht.

Ein Knacken in der Haselnussstauden hinter mir ließ mich hochschrecken. Mein Puls, der sich gerade beruhigt hatte, schnellte in die Höhe und ich vergaß, zu atmen.

Abgesehen von einem Vogel, der am Boden vor dem Gebüsch nach etwas Essbarem suchte, war da nichts, was mir auffällig erschien. Trotzdem entschied ich mich, aufzubrechen. Keine Sekunde länger wollte ich noch hier bleiben.

Ich war nur wenige Meter gelaufen, als etwas meinen Arm ergriff und mich herumwirbelte.

Entsetzt starrte ich in seine Augen, die mich anblitzten wie die eines Raubtieres, das gerade seine Beute erlegt hatte. Sein Mundwinkel zuckte und er grinste, aber sein Blick durchbohrte mich, als hätte er mir einen Dolch durch den Schädel gerammt.

Seine Hand fühlte sich an wie Stahl, der sich um meinen Unterarm gewickelt hatte. Ich machte erst gar nicht den Versuch, frei zu kommen, konzentrierte mich viel eher darauf, mir meine Angst nicht anmerken zu lassen.

„Was willst du?“ Ich wollte kühl und überlegen klingen, aber meine Worte hörten sich an wie hilfloses Keuchen.

„Mit dir reden“, erwiderte er, als wäre es das normalste auf der Welt.

Mein Blick fiel auf den Blumenstrauß, den er mit den Blüten nach unten hängend in der anderen Hand trug. Rote Rosen.

Er schien es zu bemerken, denn er ließ von mir ab, streckte mir den Strauß entgegen und fiel auf die Knie. Mir blieb keine Zeit, mich über das schicke Hemd und die Krawatte an ihm zu wundern, denn ich wusste bereits, was nun kommen würde.

„Heirate mich.“

Siegesgewissheit und Verzweiflung wechselten sich in seinem Ausdruck ab. Je länger ich dastand und ihn anstarrte, umso mehr nahm jedoch die Verzweiflung überhand. Die Festigkeit in seiner Stimme schwand: „Wir fangen noch mal ganz von vorne an. Nur du und ich.“

Wut machte sich in mir breit, vielmehr aber noch Verachtung. Ich funkelte ihn an, nicht sicher, ob ich ihn anschreien oder einfach links liegen lassen sollte.

Seine Augen wurden groß. Er zog die leicht zitternden Brauen zusammen. „Bitte“, flehte er. „Gib mir eine Chance. Ich habe mich geändert. Ich beweise es dir!“

Ein Teil von mir fühlte mit ihm, wollte nichts mehr, als ihn in den Arm zu nehmen und zu trösten. Der andere wollte ihm ins Gesicht schlagen, ihn anbrüllen.

Doch ich tat weder noch. Ich schüttelte nur den Kopf.

Seine Schultern sackten nach vorne. „Verzeih mir doch“, flüsterte er. „Ich mach's wieder gut. Versprochen.“

Beinahe hätte mir sein Anblick das Herz zerrissen. „Nimm deine Blumen und verschwinde“, sagte ich, diesmal deutlich bestimmter.

Sein Blick wurde leer, seine Miene versteinerte sich. Die Rosen fielen neben ihm auf den Kies, seine Hände ballten sich zu Fäusten.

Als ich gehen wollte, kam er mir zuvor. „Warte!“ Er sprang auf, streckte seine Hand nach mir aus.

Instinktiv wich ich zurück. Mit verschränkten Armen, die Fingernägel in meine Weste gekrallt, blieb ich vor ihm stehen. „Was muss noch passieren, damit du es endlich kapierst?“

Etwas in seinen Augen blitzte auf. „Nun stell dich nicht so an“, sagte er und trat näher an mich heran.

Flüchtig sah ich mich um, aber außer uns war niemand hier. Dann fiel mir ein, dass mein Handy zuhause am Küchentisch lag.

„Lass dich hier nie wieder blicken!“ Was eine Drohung hätte sein sollen, klang eher nach einer ängstlichen Bitte. „Sonst rufe ich die Polizei“, fügte ich noch hinzu.

Er legte den Kopf schief und hielt einen Moment lang inne. Dann verzog sich sein Mund zu einem hämischen Grinsen.

Meine Fingernägel bohrten sich noch tiefer in die Weste. Mir war längst klar, dass er wusste, dass ich nie mit Handy joggen ging.

„Ich meine es Ernst“, sagte ich. Bemüht, keine hektischen Bewegungen zu machen, wand ich ihm den Rücken zu und ließ ihn stehen.

Nur jetzt keine Schwäche zeigen, dachte ich. Mir nur nicht anmerken lassen, dass ich Angst habe und am liebsten davonlaufen würde. Wenngleich es ohnehin keinen Sinn gemacht hätte.

Ich hörte ihn rasch näher kommen. Ich drehte mich um, da hatte er schon meinen Arm gepackt.

„Lass mich los!“, schrie ich und stemmte mich mit meinem ganzen Gewicht gegen ihn. „Du tust mir weh!“

Er zog mich zu sich, kam mit seinem Gesicht nahe an meines heran. „Nicht so weh, wie du mir tust.“ Sein Mundwinkel zuckte wieder.

Ein letztes Mal suchte ich die Gegend nach Leuten ab.

„Gib's auf“, sagte er. „Hier ist niemand. Nur du und ich.“ Dabei hielt er mich so fest, dass meine Finger taub wurden.

„Verdammtes ...!“ Irgendwie gelang es mir, mich loszureißen. Wahrscheinlich, weil er es so wollte. Er spielte mit mir. Wie eine

Raubkatze, die ihre Beute ziehen ließ, nur um erneut in den Genuss zu kommen, ihr nachzustellen.

Wie in einem Traum, in dem man zu laufen versuchte, seine Beine aber nicht gehorchten, rannte ich unbeholfen davon. Ich stolperte, kam viel zu langsam wieder hoch, lief weiter.

Ich durfte nicht nach Hause. Nicht mal mehr dort würde ich dann noch sicher vor ihm sein.

Doch wahrscheinlich wusste er ohnehin längst, wo ich wohnte.

Gerade, als mir der Gedanke kam, dass er mich mit ziemlicher Sicherheit eingeholt hatte, bevor ich überhaupt das Ende des Parks erreicht hätte, traf mich etwas Hartes am Schädel.

Ich stürzte zu Boden, blieb mit dem Gesicht nach unten im Gras liegen. Ich spürte einen stechenden Schmerz am Hinterkopf, etwas Warmes lief mir über die Stirn. Intuitiv fuhr ich mir durchs Haar, zog die Blutverschmierte Hand zurück.

Gerade, als ich mich fragte, ob ich das alles träumte, hörte ich seine Stimme: „Du Dummerchen, jetzt hast du dir auch noch den Kopf gestoßen! Dabei solltest du doch wissen, dass du vor mir nicht davonlaufen kannst.“

Er stand über mir und blickte auf mich herab. Dann kniete er sich zu mir und berührte mich an der Nasenspitze. „Siehst du, nun blutest du auch noch. Du solltest besser auf mich hören, dann passiert so etwas erst gar nicht.“

„Fass mich nicht an!“ Ich stieß seine Hand zur Seite.

Seine Pupillen zogen sich zusammen, seine Miene verfinsterte sich. Er deutete an sich hinab. „Denkst du wirklich, ich habe mich umsonst für dich in Schale geworfen? Denkst du wirklich, ich lasse mich von dir schon wieder zum Narren halten?“

Alles, was mir in den Sinn kam, war weglaufen.

Beinahe vergnügt sah er mir dabei zu, wie ich mich hochrappelte.

Ich hörte das Blut in meinen Ohren rauschen. Dazu mein panisches Keuchen, sein Lachen im Hintergrund. Ich rannte so schnell ich konnte. Kurz darauf riss mir etwas die Beine weg und ich fiel erneut.

Diesmal sprang er auf mich und nahm mich von hinten in den Schwitzkasten.

„Was hast du vor?“, fragte ich nach Luft ringend.

„Du kleines Biest entkommst mir nicht mehr“, sagte er und drückte noch fester zu. Ich meinte, zu ersticken, wand mich in alle Richtungen. Er ließ los, presste mir im gleichen Moment ein nasses Tuch auf Mund und Nase und ich sog einen süßlichen Geruch ein.

„Gut so“, hörte ich ihn noch sagen. „Jetzt gehörst du mir.“

Dann verdunkelte sich die Welt um mich herum.

KAPITEL 3

Ich brauchte nur wenig, um zu wissen, wie viel er getrunken hatte.

Ein Augenaufschlag, ein Wort aus seinem Mund oder die Art und Weise, wie er vom Tisch aufstand, um sich Wein nachzuschenken.

Auch diese Nacht wusste ich nach wenigen Schritten, die ich ihn herauf kommen hörte, dass es mindestens drei Flaschen gewesen sein mussten, wenn nicht sogar mehr. Die Bretter der Holzterrasse knarrten unter jedem seiner Tritte, und ich konnte spüren, wie er zwischendurch wankte, seitlich an den Wänden Halt suchte, bis er das Gleichgewicht wieder gefunden hatte. Dann, als er oben angekommen

war, ein Aufprall, und die Tür, die unter seiner Wucht aufsprang und gegen die Mauer krachte.

Ich hielt den Atem an, lauschte weiter. Vielleicht hatte ich mich ja doch getäuscht. Kurz gab ich mich der Hoffnung hin, wartete auf Lärm aus dem Badezimmer: fließendes Wasser, Schrubben der Zähne, das Klirren seines Gürtels am Fliesenboden, wenn er seine Hose fallen ließ.

Aber nichts davon. Stattdessen ein näher kommendes Stampfen, ein lautes Rumpeln, als er stolperte, danach Stille. Und die Gewissheit, dass er es wieder besonders gut mit den letzten Gästen gemeint hatte, die noch sitzen geblieben waren.

Dann öffnete sich unsanft die Schlafzimmertür. Ich hielt die Luft an und schloss die Augen, tat, als kümmerte es mich nicht oder als würde ich längst schlafen.

David fiel mitsamt Kleidung und Schuhen mit dem Gesicht nach vorne neben mich. Er stöhnte auf, blieb dann regungslos liegen. Ich konnte nicht fassen, dass er sich hatte vollaufen lassen, obwohl Marie im Wohnzimmer schlief.

Ich wich zurück, als das Gemisch aus Alkohol, abgestandenem Zigarettenrauch und Frittierfett meine Nase erreichte. Nichts verabscheute ich mehr, als diesen Geruch.

Ohne darüber nachzudenken, kletterte ich über die Bettkante und öffnete das Fenster. Mir kam der Gedanke, die restliche Nacht auf der Wohnzimmercouch zu verbringen, aber dann fiel mir ein, dass unmöglich zwei Personen darauf Platz finden würden. Außerdem konnte er unmöglich in seinen Schuhen und der nach Küche stinkenden Lederhose schlafen.

„Willst du dich nicht ausziehen?“, fragte ich, obwohl mir klar war, dass ich keine Antwort erhalten würde. „David! Zieh dir wenigstens die Schuhe aus!“

Ich öffnete ihm die Schuhe, zog sie ihm über die Fersen, worauf sie plump zu Boden fielen. Ich versuchte, ihn auf den Rücken zu drehen, um ihm Hemd und Hosen auszuziehen. Ich kniete mich neben ihn, packte ihn an Schulter und Hüfte, wollte ihn so vergeblich zu mir zu rollen. Ich krabbelte über ihn auf die andere Seite, schob ihn mit aller Kraft von mir weg, fluchte, als der leblose Körper immer wieder zurück glitt.

Wieder spürte ich etwas an meinen Eingeweiden nagen. Die Enttäuschung trieb mir Tränen in die Augen, aber ich hielt sie zurück. Ihnen jetzt freien Lauf zu geben bedeutete erst recht, nicht einschlafen zu können, und darauf konnte ich um diese Uhrzeit getrost verzichten. Es waren ohnehin nur noch fünf oder sechs Stunden bis zum Läuten des Weckers, und im Moment wollte ich nichts als Schlafen, alles um mich herum vergessen, wenigstens bis zum nächsten Morgen.

Ich kroch möglichst weit auf meine Seite des Bettes und kehrte ihm den Rücken zu, doch die Decke reichte mir so nur bis zum Bauchnabel. Ich zerrte daran, unter seinem Gewicht wollte sie jedoch nicht nachgeben. Es dauerte nicht lange, bis es mich fröstelte.

Erneut flackerte Wut in mir auf. Was bildete er sich eigentlich ein? Ich war es, die nur noch wenige Stunden bis zum Aufstehen hatte, ich war es, die sich morgen wieder um das verdammte Hotel kümmern würde, während er in aller Seelenruhe seinen Rausch ausschließ.

Ich startete einen neuen Versuch, ein Stück mehr Decke zu ergattern, zog mit aller Kraft daran, brach in Tränen aus, als ich nicht mehr konnte. Ich schrie ihn an, stemmte meine Beine gegen ihn,

trat auf ihn ein, schluchzte laut los, als noch nicht mal dann eine Reaktion kam.

Ich hörte mich ihn mit Ausdrücken beschimpfen, die ich normalerweise nicht verwendete.

Selbstmitleid übermannte mich, und ich kauerte zusammen. Ich weinte mir die Augen aus, bis keine Tränen mehr da waren, und das Leintuch vor Nässe triefte. Trotz der Dunkelheit erkannte man deutlich die Flecken auf dem schwarzen Baumwollstoff.

David konnte nur auf schwarzen Leintüchern schlafen. Zumindest behauptete er das. Manchmal brauchte er zwei Schlaftabletten oder mehr, um überhaupt ein Auge zuzumachen. Er hätte Angst davor, die ganze Nacht wach zu liegen, sagte er, darum würde er so lange aufbleiben.

Auf einmal bewegte er sich doch. Er grummelte etwas Unverständliches, wälzte sich zur Seite und gab die Decke frei. Als hätte er gewusst, wann meine Grenzen erreicht waren. Aber dafür hatte er schon immer ein besonderes Gespür.

Vergeblich versuchte ich einzuschlafen. Ich wälzte mich von einer Seite auf die andere, ohne dabei eine Stellung zu finden, die auch nur annähernd bequem genug war. Irgendwann blieb ich dann doch liegen, konzentrierte mich erst auf meinen Atem, dann auf meinen Herzschlag, und für einen Moment gelang es mir, mich zu beruhigen.

David's Oberkörper bewegte sich rhythmisch auf und ab. Das halb offene Hemd war ihm über die Schulter gerutscht, und nun starrte ich Löcher durch die Stickereien.

Ich sehnte mich danach, ihn zuzudecken, einfach zu ignorieren, was geschehen war. Ich sehnte mich nach seiner Wärme, nach der Geborgenheit, die mir sein Körper gab. Ich sehnte mich nach der Leidenschaft, die einmal in uns gebrannt hatte.

Aber das war lange her. Keine Ahnung, wie lange. Zwei Jahre, vielleicht zweieinhalb.

Solche Dinge kommen immer schleichend.

David gab mir die Schuld daran, weil ich ihn seit Ewigkeiten nicht mehr geküsst hatte.

Es war schon seltsam, aber ich erinnerte mich tatsächlich nicht mehr an unseren letzten Kuss. Ich meine unseren letzten *richtigen* Kuss. An den ersten dagegen erinnerte ich mich, als wäre es gestern gewesen.

Ich weiß nicht, was es war, aber etwas in mir hatte begonnen, sich dagegen zu wehren. Wenn unsere Lippen sich trafen, wick ich ihm aus.

Natürlich verletzte es ihn.

Dabei hatte ich es versucht. Letzten Herbst, als wir uns übers Wochenende eine Auszeit nahmen, das Hotel Hotel sein ließen und einfach wegfahren, um zu retten, was noch zu retten war. Ich wollte von vorne beginnen, mich wieder voll und ganz auf ihn einlassen.

Die Emotionen hätten mich beinahe überrannt, als wir uns küssten. Ich konnte sie nicht ertragen und tat, was ich immer getan hatte: Ich wies ihn zurück und warf meine Gefühle beiseite.

Ich rechtfertigte mich damit, dass sein Atem nach Alkohol roch, was nicht gelogen war. Den wahren Grund aber hätte er nie verstanden. Wie auch, wenn noch nicht mal ich selbst es begreifen konnte. Ich wusste doch am allerwenigsten, wie man mit einem Mann schlafen konnte, jedoch nicht imstande war, seine Lippen zu berühren. Wie konnte es sein, dass man beim Sex seine Gefühle ausblendete, nicht aber beim Küssen?

Der Sex war gut. Er hatte sich verändert, aber er war gut. Wir kannten einander in und auswendig, dennoch war es nicht mehr wie

früher. Manchmal weinte ich danach heimlich in mein Kopfkissen, wünschte mir nichts mehr, als laut loszuheulen, ihm endlich zeigen zu können, wie es wirklich in mir aussah.

Dabei waren wir so glücklich gewesen. Niemand hätte gedacht, dass ein Frauenheld wie David, Erbe des Falkenhofs und Führender der Meisterschaft im Österreichischen Trabrennsport sich jemals hätte zähmen lassen, und dann ausgerechnet von einer 10 Jahre jüngeren Kunstlehrerin, die zwar seine Leidenschaft zu Rennpferden teilte, jedoch keinen blassen Schimmer von der Gastronomie hatte.

Aber wir hatten es ihnen gezeigt.

Wir waren so vernarrt ineinander, dass wir nicht einen Moment an unserer Zukunft zweifelten. Ich wollte nichts anderes, als mit ihm zusammen sein. Für mich war er vollkommen. Groß, sportlich, gut aussehend. Schwarzes, dichtes Haar, feine, aber maskuline Gesichtszüge. Keine Spur von Narzissmus, kein selbst besessenes Gelaber, nichts, das mich auch nur im Entferntesten gelangweilt hätte. Und nicht nur mich hatte er in seinen Bann gezogen. Abgesehen von den unzähligen Frauen, die mich um ihn beneideten, war ohne Ausnahme jeder, dem ich ihn vorstellte, derart von ihm angetan, dass es mir manchmal schon unheimlich war. Er interessierte sich für alles und jeden, brachte die Menschen zum Lachen, und egal wo er auftauchte, er stand im Mittelpunkt, ohne sich selbst dorthin gedrängt zu haben.

Dass er hier und da ein Glas zu viel trank, störte mich nicht weiter. Das passierte uns doch allen gelegentlich.

Aus einem Glas wurde eine Flasche, aus Wein wurde Schnaps oder was auch immer unten in der Bar zu finden war. Ich kämpfte dagegen an. Ich versuchte, ihn vom Trinken abzuhalten. Ich war doch tatsächlich der Meinung, ich könnte Einfluss darauf nehmen.

Aber auch ich hatte Fehler gemacht. Ich sah darüber hinweg, dachte, niemand würde es merken, wenn ich es nur selbst zur Genüge ignorierte.

Ich war der Meinung, ich würde ihn schützen, wenn ich mit niemandem darüber sprach. Aber irgendwann hatte es keinen Sinn mehr, mir weiterhin was vorzumachen: David war Alkoholiker.

Ich brauchte lange, um es laut auszusprechen, noch länger brauchte ich, mir der Bedeutung der Worte bewusst zu werden. Und ich hatte nicht den blassesten Schimmer, wie es soweit kommen konnte. Ob wir selbst daran schuld waren oder die Arbeit es war, die uns verändert hatte?

Und warum ausgerechnet ich? Ich war doch stark, selbstbewusst, immer stolz auf meine Unabhängigkeit gewesen. Kaum ein Mann, der mir nicht zu Füßen gelegen war. Über Frauen, die sich von Männern betrügen oder schlecht behandeln ließen, hatte ich mich lustig gemacht. Die waren doch selbst schuld. Zu dumm, zu schwach oder was auch immer, mir jedenfalls hätte so etwas nie passieren können. Ich hatte immer alles unter Kontrolle. Nur niemanden an mich heranlassen, solange ich nicht hundertprozentig überzeugt war, dass er mir gnadenlos verfallen war. Ihn beim kleinsten Zweifel an seinen Gefühlen abstoßen, und zwar ohne Wenn und Aber.

Was war aus mir geworden? Ich hatte mich doch nicht verändert.

Oder doch?

Wie ich es auch drehte und wendete, es ergab keinen Sinn. Ich versuchte, all die Zweifel aus meinem Kopf zu verbannen, aber ich war zu aufgewühlt, an Schlaf war nicht zu denken.

David schnaufte tief und prustete die Luft wieder heraus. Er zuckte, fuhr sich ans Ohr, kratzte sich in Zeitlupentempo.

„Schatz?“, gluckste er. „Kommst du zu mir?“

Ich reagierte nicht, betete, dass er sich nicht zu mir umdrehen würde.

Er seufzte, stammelte ein kaum verständliches „Hab dich lieb“.

Ich rührte mich nicht. Ich biss mir auf die Lippen, zwang mich, nichts zu erwidern.

Bald fing er leise an zu schnarchen. Er war eigentlich kein Schnarcher. Nur wenn er getrunken hatte.

Ich tastete das Bett nach der Fernbedienung ab, legte sie aber gleich wieder beiseite. Um diese Zeit lief sowieso nur Schwachsinn.

Je später es wurde, umso mehr steigerte ich mich in den Gedanken hinein, dass es so nicht weiter gehen konnte. Ich musste gehen. Doch es würde nicht leicht werden.

Ich konnte mir kaum vorstellen, nur einige Tage von ihm getrennt zu sein. Und woher die Kraft nehmen, ihm zu widerstehen, wenn er plötzlich wieder der Alte war, wenn er wie so oft zuvor auf den Knien rutschend alles Erdenkliche unternahm, um mich zurückzubekommen? Wie nur sollte ich stark bleiben, wenn sich alles in mir nach ihm verzehrte. Wie ihn alleine mit dem Betrieb zurücklassen und mit ihm 35 Mitarbeiter?

Wenn ich ihn nur endlich auf frischer Tat ertappt hätte.

Er hätte es nicht mehr abstreiten können, und ich hätte endlich aufgehört, an mir selbst zu zweifeln. Ich hätte endlich genug Gründe gehabt, ihn zu verlassen.

Insgeheim war ich der tiefen Überzeugung, dass er neben mir eine andere hatte, vielleicht sogar auch mehrere. Ich hatte keine Ahnung, seit wann oder wie oft er es tat, aber egal was er auch sagte, um mich vom Gegenteil zu überzeugen, in mir blieb die Gewissheit, dass er mich betrog.

Manchmal, wenn er wieder für mehrere Stunden unauffindbar war, und das war in letzter Zeit recht häufig vorgekommen, war ich mitten in der Nacht aufgebrochen, um ihn zu suchen.

Ich fuhr sämtliche Lokale der Gegend ab, nur um zu sehen, ob sein Auto vor einem davon parkte. Ich fuhr überall dort hin, wo ich ihn vermutete, allen voran das Haus seiner Ex.

Keine Ahnung, warum ich Maries Mutter verdächtigte. Jeder im Ort wusste, dass sie mich nicht ausstehen konnte und ihn um jeden Preis zurückwollte. Und sie log, sobald sie den Mund aufmachte.

Dieser Tussi traute ich alles zu.

Im Gegenzug dazu war er selbst krankhaft eifersüchtig. Zwar behauptete er grundsätzlich das Gegenteil. Auf einer gewissen Weise platzte er beinahe vor Stolz, wenn er merkte, dass andere Männer Gefallen an mir fanden, und ich hätte gelogen, hätte ich behauptet, dass es mir nicht schmeichelte. Kein Mann zuvor wusste es, mein Selbstbewusstsein derart aufzubessern. Gleichzeitig aber konnte er nicht misstrauischer sein. Beinahe täglich fragte er mich, ob ich was mit einem anderen hätte, ohne jegliche Skrupel kontrollierte er mein Handy auf Anrufe und Nachrichten. Im Grunde verdächtigte er so ziemlich jeden, der sich in meiner Nähe aufhielt.

Das stank doch bis zum Himmel. *Der betrügt dich*, hätte ich jeder anderen Frau in meiner Lage ohne auch nur den geringsten Zweifel versichert. Ein Mann, der so eifersüchtig ist, ist es doch nicht ohne Grund. Wie der Schelm denkt, hätte ich gesagt, so handelt er.

Aber irgendwann würde er einen Fehler begehen, da war ich mir sicher, zumindest war das der einzige Trost, der mir blieb. Ich hoffte nur, dass es recht bald geschehen würde, denn die Ungewissheit trieb mich langsam an den Rand des Wahnsinns.